

dtv

Antwerpen, am Abend des 23. Juli 1904. Eine Frau von nicht einmal dreißig Jahren geht, nur mit einem langen weißen Abendkleid und Diamantohrringen angetan, an Bord eines Überseedampfers. Sie hat kein Gepäck, keinen Pass, kein Geld und keine Papiere. Am nächsten Morgen meldet sie sich als Blinder Passagier beim Kapitän. Wer ist diese Frau? Welches Geheimnis verbirgt sie?

Neun Tage ist das Schiff unterwegs nach New York, und in dieser Zeit entfaltet sich unter den Passagieren der Ersten Klasse ein subtiles Drama, von dem am Ende keiner ganz unberührt bleibt ...

»Man kann das Buch als berührende Liebesgeschichte und als fesselndes Familiendrama lesen. Aber es ist mehr als das. Es ist ein Sittengemälde aus der Zeit vor hundert Jahren, lebendig, packend und oft erschreckend.« (buechereule.de)

*Dörthe Binkert*, geboren in Hagen/Westfalen, wuchs in Frankfurt am Main auf und studierte dort Germanistik, Kunstgeschichte und Politik. Nach ihrer Promotion hat sie dreißig Jahre lang für große deutsche Publikumsverlage gearbeitet. Seit 2007 ist sie freie Autorin und lebt heute in Zürich.

Dörthe Binkert

# Weit übers Meer

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Ungekürzte Ausgabe

Dezember 2009

© 2008 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbilder: »The Black Sea« (1881) von Ivan Aivazovsky (oben)

und »Repose« (1911) von John Singer Sargent

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Berling 10,25/13,25

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21186-4

Für Peter



Die Freiheit des Menschen ist sein Mut.  
Perikles





## Vorspann

Sie stand im fliederfarbenen Licht der Dämmerung. Groß. Schlank. Es war, als hätte jemand die Welt für den Bruchteil einer Sekunde angehalten, jedenfalls erschien es mir so. Ich sah nur sie, eine einsame Gestalt inmitten der Menge, die einen Schritt zurückgewichen war.

In meinem Ohr: Stille.

Auf meiner Haut: ein Windhauch, als hätte sich der heiße Sommertag selbst zufriedelt.

Dann setzte der Chor aus Stimmen und Hafengeräuschen wieder ein – Rufe, Lachen, Hundegebell, der Widerhall der Räder und Pferdehufe auf dem Kopfsteinpflaster.

Ich war, wie viele andere auch, schon seit Stunden am Hafen, um die ›Kroonland‹ ablegen zu sehen, die am Mittag ihre Überfahrt von Antwerpen nach New York hatte antreten sollen. Aber es hieß, ein technischer Schaden sei aufgetreten, und das Schiff lag noch immer am Rheinkai.

Die Passagiere, der Großteil Auswanderer, drängten sich auf den Decks. Sie durften das Schiff nicht mehr verlassen, nachdem sie ihre Kojen bezogen hatten. Einer meiner Freunde befand sich darunter, aber ich konnte ihn nirgends ausmachen, so sehr ich auch die Augen zusammenkniff.

Am Kai herrschte ein gewaltiges Durcheinander. Viele Passagiere der Ersten und Zweiten Klasse waren noch einmal von Bord gegangen, als bekannt wurde, dass die Abfahrt sich um Stunden verschieben würde. Die Angestellten der Red Star Line hatten Mühe, den Überblick zu behalten, wer

schon an Bord Quartier bezogen hatte und wer nicht. Immer wieder mussten sie beschwichtigend besorgte Fragen beantworten, wie gravierend denn die Gründe für das verzögerte Ablegen seien.

Der Tag war mörderisch schwül gewesen, unter die Gerüche des Hafens mischten sich die Ausdünstungen schwitzen-der Körper. Eine Spur von Verdorbenem und Welkem hing in der Luft.

Es war der 23. Juli 1904.

Die Droschke, der die Frau entstiegen war, stand nur ein paar Schritte von mir entfernt. Der Kutscher war vom Bock gesprungen, hatte den Schlag des schwarzen Wagens geöffnet und mürrisch eine Hand ausgestreckt, um seinem Fahrgast die Stufen herunterzuhelfen.

Ich hatte die Szene zunächst ohne großes Interesse betrachtet, bis ein seidener weißer Schuh aus der Kutsche auf das Pflaster gesetzt wurde. Es folgte ein Kleidersaum aus durchbrochener Spitze, dann der andere Fuß. Eine Dame entstieg der Droschke, wandte sich noch einmal dem Wageninneren zu, als wolle sie von etwas Abschied nehmen, fasste mit der unbehandschuhten Rechten die Schleppe ihres Abendkleides und stand direkt vor mir.

Auch ich trat einen Schritt zurück, wie die andern.

Ihr Kleid war weiß. Aber jetzt, im abnehmenden Licht, hatte es den kühlen Schimmer blauer Perlen.

Der Boden, auf den sie ihren Fuß gesetzt hatte, war von Papierfetzen, Scherben und anderem Unrat bedeckt, doch das störte mich nicht. Ich sah nur den Glanz ihrer Schultern, die das Dekolleté freigab, und die lange Rückenschleppe, die aus einer Falte unterhalb der geschnürten Taille hervorquoll und sich wie ein Wasserfall auf das Kopfsteinpflaster ergoss.

Die Menge sah sie mit unverhohlener Neugier an, die Frauen reckten die Hälse und tuschelten miteinander.

Die Dame im weißen Kleid stand immer noch da. Aus ihrem Abendtäschchen kramte sie alle Münzen, die sie finden konnte, und drückte sie dem Kutscher in die Hand. Der überflog den Wert mit einem kurzen, geübten Blick, nickte mit dem Kopf, zog den Hut und bestieg seinen Kutschbock. Den beiden Braunen gab er mit einem knappen Peitschenhieb zu verstehen, dass sie lostraben sollten, und die Umstehenden machten ihm Platz.

Die Frau sah sich suchend um.

Da lag das Schiff. Seine schwarze Flanke stieg aus dem Strom wie eine gewaltige, unbezwingbare Wand.

Das Gepäck der Reisenden war längst an Bord, schwere, metallbeschlagene Schrankkoffer, mit Kordeln und Seilen verschnürte Körbe, Kisten und Bündel. Tonnen von Kohle waren von der Eisenbahn in den Schiffsbauch geladen worden, damit die Heizer die Kessel befeuern konnten, dank derer die beiden Schrauben der ›Kroonland‹ sich schließlich in Bewegung setzen sollten.

Ich begriff, dass die Frau, die vor mir stand und die Gangway suchte, dieses Schiff besteigen und alles zurücklassen würde. Und während mich ein unerklärliches Glücksgefühl überkam, durchfuhr mich zugleich ein unbekannter, sengender Schmerz.

»Madame, warten Sie!«, rief ich und fasste mich wieder, »ich bringe Sie zum Schiff!«

Da erst bemerkte sie mich. Ich war bei Gott keine aufsehenerregende Erscheinung, mager und schlaksig, gerade achtzehn geworden, mit noch schwachem Bartwuchs. Ich schämte mich für meinen Anzug, den ich von meinem älteren Bruder geerbt hatte und der nicht mehr ganz der Mode entsprach. Nie war mir bewusster gewesen, dass ich die Schultern der Jacke noch keineswegs ausfüllte ...

Sie blickte mich an und lächelte. Das Blut schoss mir in die Wangen, und um der Peinlichkeit ein Ende zu machen, wandte ich mich abrupt von ihr ab und begann, ihr einen Weg zum Schiff zu bahnen. Ich durchbrach die gaffende Menge, drückte die sturen Leiber zur Seite, damit sie unbehelligt hindurchgehen konnte.

Zweimal sah ich mich flüchtig um, ob sie mir auch folgte. Das tat sie. Aber mit jedem Schritt, den ich sie vorwärts brachte, verschwand sie um eine Schrittlänge aus meinem Leben, in das sie gerade erst eingetreten war wie eine Sternschnuppe, die am Himmel erscheint und gleich wieder verlöscht. Warum machte ich ihr das Gehen denn leicht?

Wir waren bei der Gangway angekommen. Ich trat zögernd einen Schritt zur Seite, um ihr den Weg freizugeben. Sie setzte einen Fuß auf den Landungssteg, hielt dann inne und sah mich an.

Möwen stoben auf und kreischten. Sie drehten ihre Runde um das Schiff, als drängten sie zum Aufbruch, ließen sich keckernd von der Abendbrise tragen und wieder fallen. Ich weiß nicht, ob ich die Möwen mag. In ihren Schwingen haust die ungestüme, unbändige Freiheit, aber ihre gelben Schnäbel haben etwas Grausames, so ist es mir jedenfalls immer vorgekommen.

Die Frau blieb stehen, als wolle sie mir Gelegenheit geben, mir ihre Gestalt einzuprägen. Ihr Blick schien mir fast zärtlich, aber das war sicherlich Einbildung. Wieder stiegen die Möwen auf. Ich hörte das trockene Geräusch von Federn, die auf Luft schlagen, die durchdringenden Rufe. Da zog die Fremde ihren Ehering vom Finger, griff nach meiner Hand, legte den Ring hinein und schloss meine Finger darum.

»Danke«, sagte sie mit einer Stimme, die ich noch heu-

te, mehr als dreißig Jahre später, jederzeit wiedererkennen würde.

Ich sah sie ungläubig an, aber sie hatte sich schon dem Schiffsoffizier zugewendet, der auf dem Landesteg stand.

»Würden Sie mich wohl an Bord führen?«, hörte ich sie freundlich und bestimmt sagen. Der Offizier tippte an seine Mütze und reichte ihr höflich den Arm. Sie ergriff ihn und betrat das Schiff, ohne sich noch einmal umzusehen.

Ich schloss die Augen. So wie sich der helle Kreis der Sonne scharf und deutlich vor dem inneren Auge abzeichnet, wenn man längst schon die Lider geschlossen hat, sah ich immer noch ihr Gesicht. Sie war um einige Jahre älter als ich damals. Ihre Augen wussten mehr als meine, die Lippen waren voll, aber nicht süß – sie beschrieben eine Linie, die ein Cello in dunkle, fragende Töne gekleidet hätte. Eine winzige Narbe brach ihre Oberlippe und ich wusste, dass ich mich ein Leben lang fragen würde, was sie verletzt hatte, was sie wohl heilen könnte.

## Eine Nacht an Deck

Henri Sauvignac hatte seine Kabine auf der ›Kroonland‹ schon vor Stunden bezogen. Jetzt lehnte er an der oberen Reling und schaute aus ungewohnter Perspektive dem Treiben im Hafen zu. Er mochte den fettigen, metallischen Geruch des Maschinenöls, den bitteren Geschmack der Kohle, der sich, mit winzigen Rußpartikeln durch die Nase geschleust, auf die Zunge legte, das Quietschen der Ladekräne, die über die Schienen holperten, den Anblick der schweren Pferdeleiber, die die Lastkarren zogen, das Gedränge der Menschen.

Seit seiner Kindheit liebte Henri den Hafen, dieses nie ermüdende Herz Antwerpens, versorgt und angetrieben vom Fluss, der Schelde, die Menschen und Waren aus fernen Ländern heranbrachte und auf Segelschiffen – und neuerdings Dampfschiffen – wieder davonstrug. Als junger Mann war er oft nachts zum Fluss gegangen, zum Steen, zum Jordaens- und zum Rheinkai. Nachts entzündeten die Hafenarbeiter in Fässern Petroleumfeuer. Ihr Schein erleuchtete flackernd den Kai, ein Höllenfeuer, das Licht und Schatten über seine Sklaven warf und erst mit dem Tageslicht verlöschte, wenn die Nachtschicht endete. Am Morgen saßen die Matrosen, wenn sie aus den Bordellen kamen, in den Hafenkneipen, und diejenigen Arbeiter, die Schichtwechsel hatten und es sich leisten konnten, setzten sich dazu und ließen sich Kaffee, Bier und Schnaps bringen.

Die Ozeandampfer der Red Star Line kamen montags an und legten samstags wieder ab, pünktlich wie die Eisenbahn.

Es wurde rund um die Uhr, Tag und Nacht, gearbeitet, um die Ladung zu löschen, Kohle, die mit der Eisenbahn bis zum Hafen geschafft wurde, in die Schiffsbäuche zu verfrachten, neue Ladung und all die Lebensmittel an Bord zu bringen, die das Küchenpersonal für die knapp neuntägige Überfahrt von Antwerpen nach New York oder Philadelphia brauchte.

Am frühen Morgen erklang das Geschrei der Fischweiber auf dem Markt, und der gutbürgerliche Gasthof »Zum Schweizerhof« der Witwe Goerg am Zand Nr. 22 servierte den bessergestellten Reisenden das Frühstück. Auch Henri war ab und zu hier eingekehrt. Die meisten Auswanderer allerdings, die, den Schienenwegen der Eisenbahn folgend, schon in Russland oder Polen ihre Reise angetreten hatten, stiegen nicht hier oder in Francis de Meyers »Boarding House« oder gar im Hotel »Skandinavien« ab, sondern in den düsteren Pensionen, die keine aufwändige Werbung für ihre Zimmer und ihr Essen, sondern höchstens für den Besitz von Desinfektionsapparaten machten.

Die Ströme der Auswanderer, die hochmoderne belgische Eisenbahn und die siebenundzwanzig Schiffahrtsgesellschaften, die es in Antwerpen gab, machten die Stadt reich, die Henri so oft aus ihren nächtlichen Träumen hatte erwachen sehen.

Eine Pferdedroschke, die nicht weit von der »Kroonland« entfernt im Gewühl stecken blieb, riss Henri aus seinen Gedanken. Zu seinem Erstaunen entstieg dem Wagen – nicht in einem Reisekostüm und männlicher Begleitung, wie zu erwarten gewesen wäre, sondern allein – eine Dame in einem weißen Abendkleid. Gebannt starrte er auf die sonderbare Erscheinung – ein fremder, weißer Fleck in der Menge. Henri musste an den Tod denken, an das alte Bild vom Tod in

Gestalt einer Braut. Er erschrak über seinen Gedanken, und doch war es, als ob sich eine Kühle und Stille um die Gestalt ausbreitete, bis ein junger Mann, fast noch ein Knabe, sich aus der Menge löste und der Frau den Weg zum Schiff bahnte. Bevor sie die Gangway betrat, blieb sie vor dem Jungen stehen. Henri konnte die Gesichter der beiden nicht erkennen, bemerkte aber, dass sie einen Ring von ihrer Hand streifte und ihn dem Jungen gab. Es lag etwas Traumwandlerisches über der Szene, und Henri griff sich an die Stirn, als habe er das Trugbild einer Fata Morgana gesehen. Dann verschwand die Frau am Arm eines Schiffsoffiziers im Innern des Rumpfes. Der Junge hatte sich in der Menge verloren.

Henri schätzte die Frau auf etwa Mitte zwanzig. Sie war schlank und auffallend groß. Die Fremde hatte etwas, was ihn anrührte, ohne dass er ein Wort mit ihr gesprochen hatte. Aber er gab ohnehin nicht viel auf Worte. Er war Bildhauer und verließ sich lieber auf seine Augen und seine Hände und das, was ein Körper ihm instinktiv zu verstehen gab: Der Körper der Frau schien zu schlafen. Sie trug ein enges Korsett, das ihre Taille zerbrechlich und kindlich aussehen ließ. Aber ihr Körper war nicht zerbrechlich, er war nur taub. Eingesperrt.

Henri rief sich zur Ordnung. Mein Gott, hör auf zu spekulieren! Sie wird neun Tage lang mit dir auf diesem Schiff sein ...

Ihre Wege würden sich kreuzen. Unweigerlich. Und Henri Sauvignac war ein geduldiger Mensch. Wer mit Stein arbeitet, darf es nicht eilig haben.

Die meisten Passagiere harrten geduldig an Deck aus, warteten, dass die Gangway eingezogen wurde, sich die Ketten und Trosse schlitternd, rasselnd von den Pollern lösten.



Das Lotsenboot jedenfalls war bereit.

Nicht weit von Henri entfernt saß ein junges Mädchen in einem Rollstuhl, der so nahe wie möglich an die Reling geschoben worden war. Das Mädchen konnte kaum über die Brüstung sehen und versuchte, sich immer wieder so gerade wie möglich aufzurichten. Sie hatte lange dunkelbraune Haare, die im Nacken mit einer breiten grünen Samtschleife zusammengebunden waren. Die Hände lagen brav in ihrem Schoß, aber man sah, sie hätte sich für ihr Leben gern über die Reling des haushohen Schiffs gebeugt, um hinunterzusehen und zu prüfen, ob ihr wohl schwindlig würde. Ungeduldig zupfte sie an ihrem Pony. Ein Mann im Abendanzug gebeugte sich über sie, und Henri hörte ihn sagen:

»Lily! Mama möchte nicht länger auf dich warten. Und sie möchte, dass du dich für das Abendessen umziehst.«

»Ach bitte, Papa! Schau, sie ziehen die Gangway ein, hörst du die Maschinen? Wir legen schon ab ...«

Tatsächlich erklang das Schiffshorn, ein wehmütig heiserer Ton, der sich in der Luft verlor und die Seelen mitzog wie Sirenen gesang.

»Jetzt fahren wir, siehst du, wir fahren!«, rief das Mädchen und ruckelte unruhig in ihrem Rollstuhl hin und her. »Ich muss doch winken. Ich fahre doch nach Amerika!«

Die Kleine gefiel Henri. Wahrscheinlich hatte sie Polio gehabt, ihr langer Rock mit dem grünen und blauen Rautenmuster verdeckte ihre Beine, die dünn wie Stöcke aussahen, weil keine Muskeln da waren.

Das Schiff lag jetzt in Fahrtrichtung draußen im Strom und nahm rasch Geschwindigkeit auf. Die Menschen, die am Kai zurückgeblieben waren, verwandelten sich in dunkle und helle Flecke wie auf den Bildern der modernen impressionistischen Maler und verschwammen im Abendlicht. Die Wellenbewegung der winkenden Hände verebbte.

Das Mädchen, das Lily hieß, bemerkte, dass Henri sie betrachtete. Sie schien verunsichert, ein bisschen verärgert darüber, dass sie beobachtet wurde, und errötete leicht. Sie war offensichtlich kein Kind mehr.

Henri lächelte zu ihr hinüber. Sie reagierte nicht, sondern sagte nur zu dem Mann, der neben ihrem Rollstuhl stand: »Gut, Papa. Fahr mich zur Kabine. Das Schiffszimmermädchen soll mir beim Umziehen helfen.« Ihr Vater löste die Blockierung des Rollstuhls und schob sie weg. Zwei Schiffsjungen eilten herbei – natürlich: die Treppen!

Lily sah zu dem lächelnden Fremden herüber, als sie weggerollt wurde. Ihr Blick hatte durchaus etwas Herausforderndes. Lily gefiel Henri. Sie gefiel ihm wirklich.

Für Henri Sauvignac war New York nur eine Zwischenstation; er wollte weiter zur Weltausstellung in St. Louis, wo einige seiner Skulpturen im belgischen Pavillon ausgestellt werden sollten. Die belgische Regierung bezahlte ihm die Reise, und da das Land stolz auf sich war, bezahlte man ihm eine Überfahrt Erster Klasse, obwohl sich Henri nicht für einen Menschen hielt, der dort am richtigen Platz war. Dafür erwartete man von ihm, dass er sich selbst als belgischer Botschafter in Angelegenheiten der Kunst verstand – auch dies eine Rolle, die Henri unbehaglich war. Die passende Garderobe hatte er sich ausleihen müssen, denn er besaß nicht genügend Anzüge und vor allem nicht die, die man hier an Bord in der Ersten Klasse brauchte. Immerhin hatte es ihm Spaß gemacht, seine Englischkenntnisse aufzufrischen, wenn er schon nach Amerika reiste.

»Zum Abendessen werde ich mich wohl umziehen müssen. Nicht anders als die kleine Lily«, seufzte er und wandte sich zum Gehen.

Die Dame im weißen Abendkleid musste schon eine Weile hinter ihm gestanden haben. Henri war sich aber nicht sicher, ob sie ihn wahrnahm, als sie sich nun gegenüberstanden. Ihr Ausdruck hatte etwas Abwesendes, als sehe sie durch ihr Gegenüber hindurch. Aber sie wendete sich auch nicht ab. Bernstein, dachte er, ihre Augen haben eine Farbe wie Bernstein.

Die Kabinen der Ersten Klasse lagen – über mehrere Stockwerke verteilt – im Zentrum des Schiffes, weil die Schlingerbewegungen hier am wenigsten zu spüren waren. Henri hatte nur einen großen Kabinenkoffer dabei und eine Reisetasche, die er bereits ausgepackt hatte. Trotzdem stieß er bei jeder Bewegung mit den Ellbogen an. Eigentlich waren die Kabinen komfortabel ausgestattet, mit Waschbecken und elektrischem Licht, aber Henri war daran gewöhnt, sich in einem großen, kühlen Atelier zu bewegen. Er fühlte sich beengt an diesem Ort, der ihm wie eine Puppenstube für kleine Mädchen vorkam. Er rasierte sich, kleidete sich um und fand, dass die schwarzen Abendschuhe aus Lack lächerlich an ihm aussahen.

Von verschiedenen Seiten trafen die Passagiere im weitläufigen holzgetäfelten Vestibül aufeinander, von dem aus die Treppe in theatralischem Schwung zum Speisesaal führte. Für eine Woche teilten sie wohl oder übel ihr Schicksal miteinander, auf Tod und Leben, eine Gemeinschaft von Fremden, dem Meer ausgeliefert, im Vertrauen darauf, dass die moderne Technik Sturm und Wetter trotzen konnte.

Im Treppenaufgang der Ersten Klasse schluckte der dicke, rot gemusterte Teppich einen Teil der Geräusche. Trotzdem fing man immer wieder Gesprächsfetzen auf, auch ohne jemanden zu belauschen. Henri hatte es nicht eilig, in den

Speisesaal zu kommen. Er ließ sich auf einem Plüschsofa in der Halle nieder und ließ die Gäste an sich vorbeidefilieren.

Offensichtlich hatte die verspätete Abfahrt für Irritationen gesorgt, auch, was die Kleideretikette anging. Die einen waren in Abendrobe, die anderen im Reisekleid. An sich, hatte Henri sich sagen lassen, fand das erste Diner an Bord traditionsgemäß nicht in großer Garderobe statt, weil man davon ausging, dass viele Reisende sich noch nicht an Bord eingerichtet hatten. Doch die mehrstündige Verzögerung der Abfahrt hatte die Passagiere verunsichert, und die wenigsten hatten im Speisesaal Platz nehmen wollen, ehe das Schiff abgelegt hatte.

»Siehst du, Philippe, ich habe dir gesagt, die andern werden sich umziehen«, klang es zu Henri herüber. »Du wolltest mir nur nicht glauben, weil du zu bequem bist, dich auf etwas anderes einzustellen, als was du gerade im Kopf hast. Wie peinlich ...«, sagte eine Dame im Reisekleid.

»Es ist doch ganz gleich, was du anhast, ma chère Clothilde ...«

»Was willst du damit sagen? Wie beleidigend du sein kannst!«

Der rundliche ältere Herr mit der Glatze und den geröteten Wangen fasste seine Gattin besänftigend am Arm, doch sie schüttelte seine Hand mit einer kurzen, geübten Bewegung ab. Henri glaubte, die schrille Stimme der Frau mit den hochgesteckten blonden Löckchen wiederzuerkennen. Waren das nicht seine Kabinennachbarn zur Linken? Clothildes Stimme fraß sich auf eine Weise ins Ohr, die man nicht so schnell vergaß.

Ah, und da wurde ja Lily herangefahren, artig im dunkelblauen Rock und weißer Bluse, und das also war ihre Mutter in einem elegant geknöpften altrosa Kleid mit einem voluminösen altrosa Hut. Lilys Vater lächelte seiner schönen Frau